

Rundfrage *Theater Heute:* Die Grenzen der Kunstfreiheit

Die Frage danach, wo für mich die Freiheit der Kunst ende und welches Beispiel aus der Arbeit im Zentrum für Politische Schönheit hierbei erkenntnisreich sei, beantworte ich hier zum vielleicht richtigen, aber unangenehmen Zeitpunkt. Der Blick auf die Grenzen der künstlerischen Freiheit ist nach innen gerichtet. Und doch ändert sich ständig die Blickrichtung. Ich versuche mal eine Momentaufnahme.

Unsere letzte Aktion endete gerade mal vor ein paar Tagen. Sie hieß „Flüchtlinge Fressen – Not und Spiele“ und könnte qua Setzung und Ablauf auch als Spielanordnung zur gar nicht mal so beiläufigen Beantwortung genau jener und ähnlicher Fragen erhalten. Doch nach Wochen und Monaten im Auge des Sturms eines facettenreichen und aufwendigen Spiels wird mein Reflexionsbedürfnis noch vom Wunsch nach Pause und Abstand verdrängt – auch weil es während der Aktion schon überraschend tief befriedigt wurde. Die Schaffung regelmäßig eingebauter, diskursiver Zugänge für Akteure, Beobachter und Experten war diesmal ein Kernelement. Es war unabdingbar, um die losen Enden zu verknüpfen, die wir bei Aktionsstart präsentierten: die gleichzeitige Probe an einem dystopischen und einem utopischen Stück – das eine als theatrale Performance im Schutzraum des Gorki-Theaters, das andere als Erzeugung eines realen Möglichkeitsraums für einen humanistischen Akt. Und dazwischen die moderne Übersetzung einer Agora, eines Forums zur zivilgesellschaftlichen Rückbestätigung und Selbstermächtigung. Unsere sichtbare Grenzziehung zwischen Theater und Politik war für viele Beobachter überraschend, spricht man uns doch zu Recht einen immanenten Grenzvernichtungstrieb zu. Sind wir also an unsere Grenzen gestossen und laden nun zur gemeinsamen Reflexion über dieses epische Scheitern ein? Nichts läge uns ferner!

Auch diesmal wollten wir einen Ort zwischen Realität und Fiktion besetzen; zwischen dem, was nicht sein darf und dem, was sein sollte. Dieses Niemandsland kann zu einem Korridor werden, der dem Wünschenswerten Einlass in die Wirklichkeit gewährt. Die Wirklichkeit, sie muss – frei nach Heiner Müller – durch die Kunst wieder erträglich gemacht werden. Das heißt in unserem Fall, aus dem Kunstraum heraus die Kullissen des staatspolitischen Theaterstücks einzureißen, ein Gegentheater zu installieren, um nicht nur einen Blick auf die Wahrheit zu erhaschen sondern auch durch das Guckloch hindurchzuschlüpfen, bevor es wieder zugenäht wird. Hierfür müssen – spiegelbildlich zur „Alltätlichkeit“ der politisch-medialen Sphäre unter der Berliner Käseglocke – Grenzen erstmal künstlich behauptet und gestaltet werden. Erst so werden sie wahrnehmbar und können eingehalten oder überwunden werden.

Marcel Duchamp sagte mal: „Die Kunst ist nicht das, was man sieht; sie ist in den Lücken. Es ist der Betrachter, der diese füllen muss. Ohne seine schöpferische Teilnahme bleibt das Werk Fragment. Er allein kann es vollenden.“ Jene schöpferische Teilnahme fordern wir auch ein. Wir versuchen allerdings, sie umzuleiten - auf die Politik. Dass dieser Transfer sehr zäh verläuft, liegt nicht an unrealistischen Perspektiven sondern an der kollektiven, tiefsitzenden Akzeptanz von konstruierten Kategoriengrenzen. Die Grenzen künstlerischer oder politischer Freiheit, überhaupt die Grenzen bürgerlicher Freiheit liegen weit ferner, als die öffentliche Wahrnehmung vermuten lässt.

Wo endet nun also für mich die Freiheit der Kunst? Der Volksbühnen-Dramaturg Carl Hegemann sagte mir hierzu in unserem Salon, Kunst ende dort, wo Verantwortung beginne. Ich bin mir da nicht so ganz sicher. Das spirituell ausgetrocknete Antlitz unserer Gegenwart wieder mit Wundern zu füllen ist eine sehr schöne Aufgabe des Theaters. Es kann und soll auch geistige Entwicklungshilfe für unsere Politiker sein. Ich möchte an einer zeit- und ortlosen Öffentlichkeit mitwirken, die Gesellschaft als eine Gemeinschaft aus den Toten, den Lebenden und den noch nicht Geborenen ansieht. Hierfür müssen Zugänge zu Epochen übergreifenden Erkenntnissen und Fertigkeiten sowie kollektiven Hoffnungen und Sehnsüchten geschaffen werden. Sie liegen vergraben unter einem Datenstrom aus häufig vergänglichen, irrational ortsgebundenen und für das globale Gemeinwohl irrelevanten Informationen. Dies ist ein Motiv, dass ich auch für meine Tätigkeiten außerhalb des ZPS in Anspruch nehme.

Wenn ich nun die Kunst als Möglichkeitsraum ansehe, indem ein solch übergeordnetes Unternehmen initiiert, mitgestaltet und inspiriert werden kann, wüsste ich im Angesicht der realen, gigantischen Unmöglichkeiten keinen triftigen Grund zur vorauseilenden Beschneidung von Freiheiten. Verantwortung kann für mich hierbei kein Kriterium sein, da diese in meinem Gesellschaftsbild jedem Einzelnen zu Teil wird, der auf gesellschaftliche Entwicklungen Einfluss nehmen will – warum und von woher auch immer.

Wie ich zu Beginn schrieb, ist der Blick des Künstlers auf die Grenzen der künstlerischen Freiheit ein nach innen gerichteter. In manchen Fällen kann diese Blickrichtung stellvertretend für die Gesellschaft eingenommen werden. Es ist der Blick des Individuums auf seinen Platz in dieser Zeit, an diesem Ort – als Politiker, Busfahrer, Künstler, Klempner, Rentner, Mutter, Vater, Kind, etc. Wenn dieser Platz erweitert oder verteidigt werden soll, ist dies automatisch mit der Beachtung gewisser rechtshistorischer Errungenschaften verbunden, wie sie sich hinreichend in unseren Gesetzestexten wiederfinden. Dazwischen, darunter und darüber liegen weite, brachliegende Felder, die darauf warten, endlich oder wieder erobert, wenigstens berührt zu werden.

Ich glaube, die Frage nach den Grenzen der künstlerischen Freiheit wird meist ohne Not gestellt. Mir erscheint es interessanter, danach zu fragen, warum bestimmte, lange verbriefte, bürgerliche Freiheiten nur bis zu einer künstlich etablierten Grenze wahrgenommen werden. Die Kunst kann bei der Bewältigung dieses Missstands helfen – indem sie sich dort hineinriskiert, „wo die Wege nicht markiert sind, wo das Terrain unsicher geworden ist und wo das gleichmäßig ausgebreitete, allen wohlbekanntes Licht nicht mehr so wie früher eindringt.“, wie es der französische Philosoph François Jullien, zwischen fernöstlicher und europäischer Philosophie korrespondierend, in seinem Text "Vom Abstand zum Gemeinsamen" ausdrückt. Eine andere Perspektive zu dem einzunehmen, „wohin das Denken gebettet und daher nicht mehr denkend ist, von dem, was bereits so gut assimiliert, integriert und beglaubigt ist, dass es die dafür ausschlaggebenden Voraussetzungen und deren Parteilichkeit vergraben und vergessen hat und als evident durchgehen lässt.“ – dies beschreibt ein Arbeitsfeld, dem ich mich sehr gerne widme. Ich brauche hierfür keine konstruierten physischen oder metaphysischen Grenzen, keine künstliche Vorsicht. Ich brauche hierfür Angstfreiheit und die natürliche Grenzenlosigkeit des menschlichen Denkens. Um das Grenzbauwesen muss man sich hierbei keine Sorgen machen, es ist eine gut schnurrende Industrie mit einer sehr starken Lobby.

André Leipold

9. Juli 2016
